

Keiner will ein Schaf sein? (16. Sonntag B)

Wieso nicht?

Keine(r) will ein Schaf sein, von den Hirten bevormundet und geführt; ihrer Willkür ausgeliefert, ohne eigenen Willen; wenn es gut geht, einigermaßen zufrieden und satt auf einer fetten Weide. Und wenn es nicht gut geht? Geschoren und geschlachtet. Die Hirten müssen ja auch leben. War das zu Jesu Zeiten anders? Als er am Ufer des Sees Gennesaret aus dem Boot stieg, hatte er Mitleid mit dem Volk; „sie waren wie Schafe, die keinen Hirten haben“ (Mk 6,34). Wie Schafe, die keinen Hirten haben; bemitleidenswert? Jesus, in welcher Welt hast du gelebt?

Keine(r) will ein Schaf sein? Ob es nicht doch ganz anders ist? Aus der Perspektive der Schafe? Wenn kein Hirte da ist – und keine Hirtenhund – zerstreuen sie sich, geraten sie ins Dickicht. Und es ist ja tatsächlich so: Wie sollten sie die gute Weide finden?

Unfähige Hirten

Aber es müssen schon gutwillige, fähige Hirten sein. Wenn ihnen nichts an der Herde liegt, sie die Herde sich selbst überlassen, müsste ihnen das Handwerk gelegt werden. Das JHWH-Wort, das Jeremia in der heutigen Tageslesung kündigt, richtet sich gegen solche nichtsnutzigen Hirten. Natürlich sind das keine Tierzüchter, keine Hirten im buchstäblichen Sinn. Es sind die Fürsten und Priester des Gottesvolks. Sie sonnen sich im Glanz des Ehrentitels „Hirt des Volkes“. Aber es liegt ihnen nichts am Volk; sie bringen ihr Schäfchen aufs Trockene. Alles andere kümmert sie nicht. Oder sie sind schlicht unfähig. JHWH wird ihnen das Handwerk legen, den Hirten senden, der es wirklich gut meint mit der Herde.

Unsere Hirten wissen sich in der Nachfolge dieses guten Hirten. Und es besteht in der Regel kein Anlass, an ihrer Gutwilligkeit zu zweifeln; Ausnahmen freilich nicht völlig ausgeschlossen. Wenn man ihnen begegnet, stöhnen sie mitunter über ihr unmögliches Amt: wie sie förmlich erdrückt werden von den so widersprüchlichen Erwartungen der Schafe und der Ober-Oberhirten. Vielleicht haben sich die Hirten das ja ein wenig selbst zuzuschreiben. Ins Übermenschliche, fast ins Göttliche reichend, so haben sie über Jahrhunderte hinweg ihre Vollmacht und Hirtenkompetenz stilisiert. Man sollte sie schon für wahre Wundermänner halten. Das haben sie nun davon. Wenn es doch etwas realistischer

zuginge zwischen Hirten und Schafen, menschlicher vielleicht, zwischen den Menschenhirten und den Menschen der „Herde“, die gewiss nicht nur gehütet werden wollen; die man Ernst nehmen sollte – und die doch Hirten brauchen.

Hirten, heute?

Wirklich? Wozu brauchen wir sie? Sie sollen uns zusammenrufen und zusammenhalten, dass wir uns nicht verlieren, rettungslos zerstreuen in der Welt unserer alltäglichen Beschäftigungen und Ablenkungen. Sie sollen uns versammeln um die innere Mitte, die unserem Leben Konzentration und „Zusammenhalt“ gibt. Sie sollen mit uns zusammen feiern, dass in dieser inneren Mitte Gott selbst wohnt, sich uns in Jesus Christus austeilt; dass an dieser inneren Mitte göttliches Leben entspringt.

Wie gern lassen wir uns so versammeln und konzentrieren in den Quellpunkt unseres Menschendaseins. Und wie anspruchsvoll ist diese Aufgabe. Wie viel Feinfühligkeit, Phantasie, wie viel Weit- und Tiefensicht braucht es für sie; wie viel Konzentration und innere Ruhe, damit die Hirten und Hirtinnen die Herde nicht zu sehr in die eigenen Probleme und Nöte verwickeln, nicht in das Gestrüpp und in die Dornen laufen lassen, die überall den Weg überwuchern; den Weg unseres Alltags, den Weg der Kirchen!

Die Hirten und Hirtinnen verdienen Hochachtung und die Solidarität der Herde; und unsere Geduld, wenn sie immer wieder an ihrer Aufgabe scheitern. Aber die Kehrseite von Hochachtung und Solidarität, das sind die Erwartungen und Hoffnungen, die auf den Hirten lasten – sie ja auch herausfordern, sie anspornen und inspirieren können, und sie tragen. Wie schlimm, wenn wir von ihnen nichts mehr erwarten würden. Und wie schlimm, wenn wir im Einzelfall von ihnen nichts mehr erwarten können: weil es unfähige und verblendete Hirten sind, die man da in die Herden geschickt hat. Ja, das gibt es; und es ist schlimm, für die Herden wie für die Hirten. Man hat nicht genug darauf geachtet, ob sie das Zeug zum Hirten haben. Oder man hat nur darauf geachtet, ob sie folgsame Zölibatäre sind, linientreu und pflegeleicht – für die Ober-Hirten. Man hat nicht darauf geachtet, was die Herden brauchen; vielleicht gerade noch darauf, wie sie mit dem Nötigsten versorgt werden. Aber damit lassen wir – die Schafe – uns nicht abspeisen. Wir dürfen von den Ober-Hirten verlangen, dass sie sich endlich Gedanken darüber machen, welche Hirten und Hirtinnen die Herden wirklich brauchen – und wie man die Wege dazu frei gibt, dass man sie findet und dass sie berufen werden.

Und wir – die Schafe – sollen die Hirten wertschätzen, indem wir ihnen etwas zutrauen, etwas von ihnen erwarten; eben auch dies: dass sie uns auf gute Weide führen, wo wir uns erst einmal niederlassen und dann gestärkt weiter ziehen können.

Auf guter Weide

Sich niederlassen und ausruhen dürfen: Jesus gönnt es den Seinen; wir haben eben davon gehört. Er gönnt es den Hirten und den Schafen. Er ist der einfühlsame Hirte. Wer mit und um ihn ist, der darf hören: Kommt alle zu mir, die ihr mit euch und mit dem Leben Mühe habt und von Lasten bedrückt seid. Ich will euch aufatmen lassen und werde nicht noch alle möglichen Lasten draufsatteln (vgl. Mt 11.28ff.). Hier sind nicht mehr Schafe im Blick; es sind im Orient eher die Kamele, denen man das schwere Joch überlegt und Lasten zu tragen gibt. Keiner will ein Kamel sein. Aber wer kennt nicht ihr schweres Joch. Die guten Hirten wissen, wo die Oasen und die Raststationen sind. Sie sorgen sich um die gute, erquickende Nahrung. Sie soll schmecken – und nicht im Magen liegen.

Wir wechseln im Bild wieder in die Welt der Schafherden über: Wie sind sie angewiesen auf die nahrhaften Orte inmitten der Steppe, auf die Wasserstellen. Der Hirt kennt sie; er führt uns hin. Dort zu lagern, das bedeutet erst einmal Sorglosigkeit, sich erholen und den Blick „erheben“ können: Es gibt nicht nur das Überlebens-Notwendige. Die Welt ist größer. Und es ist noch mehr da als diese Welt. Der weite offene Himmel über uns; unendlich weit, aber wir sind nicht verloren. Die Erde, die uns trägt, bis weit über den Horizont hinaus. Aber wir sind nicht nur ein bedeutungsloses Sandkorn, tatsächlich von der Erde getragen und genährt, damit wir unseren Weg gehen und ankommen.

Und dann die Nahrung: Sie leistet nicht nur das Überleben; sie schmeckt auch. Hoffentlich haben die Hirten auch dafür ein Gespür. Es geht nicht darum, dass sie uns alle Steine aus dem Weg räumen. Wie könnten sie das! Kein Menschenleben ohne Unverdauliches, ohne Durststrecken und Dürre, ohne Kreuz, ohne Aufgestört-, Ermahnt-, Getriebenwerden, ohne Kampf gegen die innere und äußere Trägheit und Bequemlichkeit. Aber die Nahrung, das gute Wort, das uns von den Hirten gegeben wird, sie sollen doch auch schmecken, ein Vorgeschmack sein auf die Fülle des Lebens. Das soll doch nicht zu kurz kommen: die Freude darauf und daran, wohin wir unterwegs sind und wie schön der Weg ist mit unserem obersten Hirten. Bitte verliert das nicht aus dem Blick, ihr Ober- und Unterhirten. Habt Augen für die Schönheit des Lebens – und teilt sie mit uns!

Keiner will mehr Hirte sein?

Viele Hoffnungen ruhen auf den Hirten. So oft fühlen sie sich selbst überfordert und allein gelassen. Ob es deshalb immer weniger gute Hirten gibt? Die Oberhirten schelten uns ab und zu, dass die Herde so wenig Hirten hervorbringt. Dann habe sie es eben auch nicht besser verdient. Zu viele Randsiedler, zu wenig Engagierte. Das mögen die Oberhirten nicht. Und so denken sie mitunter: Es geschieht den Herden ganz recht. Und man geht erst recht nicht mehr zu den am Rand Lagernden. Sind sie tatsächlich am Rand? Oder hat man in der Hirtenperspektive das Zentrum so verschoben, dass sich eben viele an der Peripherie fühlen müssen und dann auch immer weiter wegrücken – weil eh kein Blick mehr auf sie fällt, weil ihnen keine Aufmerksamkeit geschenkt wird?

Ach, ihr Oberhirten, rechnet doch damit, dass der höchste Hirte schon Hirtinnen und Hirten zu seinen Herden schickt – und man alles tun muss, dass sie dort auch ankommen; dass ihnen nicht der Weg verstellt wird, weil sie nicht „weihefähig“ sind oder die Oberhirten andere Prioritäten haben als auf die Not der Herden zu achten.

Jesu Mitleid, wörtlich übersetzt: dass es ihm das Herz umdreht: weil die Menschen da vor ihm lagern wie Schafe, die keine Hirten haben. Das wäre doch das Vorbild. Und die Entschlossenheit muss dazu kommen, darüber nicht nur zu jammern. Jammern kann jeder. Aber jammernde Oberhirten oder solche, die die Schuld auf andere schieben, sind auch kein Ausweis von Führungsstärke. Der einfühlsame Blick auf die Herde, das wär's. Das Herz könnte sich uns umdrehen. Und dann ans Werk; dann ein paar Konsequenzen ziehen – über die hinaus, die im Dossier der McKinsey-Leute stehen. Das wär's. Wir, die Schafe, wären euch dankbar.

JÜRGEN WERBICK